

Nr. 102. Bromberg, den 5. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(5. Fortsetzung.)

IV.

Erik ging in sein Zimmer hinauf und versuchte, seine Gedanken auf alles soeben Gehörte zu konzentrieren. Aber es war ihm nicht möglich. Immer wieder traten ihm andere Bilder vor die Seele — ein Degen — ein toter Mann, Colts zynische Augen!

Mit der Zeit wurde er immer nervöser. Bei Tisch war er kaum imstande, seine äußere Ruhe zu bewahren. Auf die Zeitung warten zu müssen, bis das Dampfschiff eintraf, war eine Qual!

Endlich wurde das weiße Boot draußen im Fjord sichtbar und legte bald darauf an der Brücke an. Der Pächter kam an Land. Mit dem Dagskurier in der Hand mußte Erik fünf endlose Minuten mit ihm plaudern und lachen, bis er heim „zu seiner Alten“ ging.

Erik ließ sich nicht Zeit, die Brücke zu verlassen. Er warf sich auf die Bank und überflog die Überschriften der Artikel. Nein — nichts! Gottlob, kein Wort über den Toten in der leeren Villa!

„Was liest du denn so eifrig?“ fragte Märtas Stimme plötzlich, indem sie sich zu ihm setzte.

„Nichts Besonderes!“ Die Erleichterung war so unerhört groß, daß er wie betäubt sitzen blieb. Es begann schon zu dunkeln und jenseits der Bucht leuchtete ein erhelltes Fenster auf.

„Wohnt denn jemand auf Hamra?“ fragte Erik. „Ich dachte, das Haus stände leer.“

„Nein, Behrmann hat es im Mai für den Sommer an einen Herrn Drakenborch und seine Tochter vermietet. Es sind etwas sonderbare Menschen — aus Ostindien.“

„Verkehrt Papa mit ihnen?“

„Ja, und sie wissen schon, daß du nach Hause gekommen bist. Wir sollen morgen bei ihnen frühstücken. Ihr Gast vom Frühling ist auch wieder da: ein Kollege von dir — er ist Ingenieur.“

„So? Wie heißt er denn?“

„Er heißt Maximilian Colt.“

Jemand flüstert.

I.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als Erik aufstand und sich im Spiegel sah, erschrak er, denn ihm dünkte, seine bleichen Wangen und von dunkeln Ringen umgebenen Augen müßten jedem Menschen sein Geheimnis verraten.

Maximilian Colt auf Hamra! Der Mann, von dem er gehofft hatte, ihm nie wieder begegnen zu brauchen — und der ihm buchstäblich gesprochen hierher gefolgt war!

Mit keinem Wort hatte Colt verraten, daß er nach Hamra reiste, oder gar, daß er Hugo Reynold und Märta Hegelius kannte. Aber Eriks Heimkehr hatte er energisch zu verhindern versucht. Und als er Erik auf die Bahn gebracht hatte, war er selbst umgehend — vermutlich in seinem Auto — nach Hamra gefahren. Welche unglaubliche Hinterlist! Wie ließ sich das alles erklären?

Und in wenigen Stunden würden sie sich wiedersehen. Eigentlich war Erik entschlossen, nicht mit nach Hamra zu fahren. Er brauchte Zeit, um seine nun doppelt gefährlich gewordene Lage zu überlegen Was beabsichtigte Colt? Weshalb war er hier? Nun, die Auseinandersetzung würde jedenfalls scharf und hitzig werden.

Als er hinunter kam, war sein Vater schon seit Stunden auf. „Dein Segelboot liegt bereit!“ rief er ihm entgegen und legte den Arm wieder wie gestern um seine Schultern. „Ich hab' es für dich in Ordnung bringen lassen.“

„Vielen Dank, Papa!“ erwiderte Erik gerührt. Er merkte, was seine Heimkehr für seinen Vater bedeutete, wie sehr dieser sich in der Stille nach vertraulichem Verkehr mit ihm gesehnt hatte. In diesem Augenblick haßte er Colt — diesen angeblichen Freund, der seine Weiterreise von Stockholm verzögert und ihn dadurch indirekt in seine jetzige Lage gebracht hatte. Ob er sich seinem Vater anvertrauen sollte? Nein, nein, das war unmöglich ...

„Hast du über unser gestriges Gespräch nachgedacht?“

„Ja, natürlich. Wir müssen selbstverständlich versuchen, an das Wrack heranzukommen.“

„Richtig!“ Hugo Reynold nickte befriedigt. „Und wie denkst du über den Mann vom Meer?“

„Ach, das kann ein Seehund gewesen sein. Du weißt doch, wie die Tiere sich manchmal übers Wasser erheben, um zu spähen.“

Der Vater schüttelte den Kopf. „Du moderner Skeptiker! Komm mal mit! Ich will dir etwas zeigen.“ „Sie gingen nach der Bibliothek, und Reynold holte ein abgenutztes ledernes Buch hervor, dessen vergilbte Blätter mit abgeblaßter Schrift bedeckt waren. „Dies ist das Tagebuch des Rosenkreuzlers Christian Reynold, worin er über ein Erlebnis des Rittmeisters Gustav Hegelius im August 1812 berichtet. Man feierte ein Fest, und als die von Wein erregten Herren auf den Mann vom Meer zu sprechen kamen, vermaß sich Hegelius, allein nach der Kajüte zu gehen und dort bis nach Mitternacht zu bleiben. Kurz nach halb zwölf vernahmen die anderen einen Pistolenschuß aus der Richtung, und als Hegelius zurückkam ... Hier, lies selbst!“

Und Erik las: „... kehrte gegen Mitternacht zurück. War sehr aufgeregt und sagte, er hätte „cet être abominable“ am Strand vor der Kajüte gesehen, und es sei vier bis fünf Ellen lang, breit wie ein Ochse über die Schultern und glänzend blank wie ein Meergetier. Ein Gesicht hatte es nicht und ging mit schweren Schritten nach dem Wasser hinab. Gustav schoß nach ihm, als er mit einem Sprung in der See verschwand. Ein mirakuleuses Erlebnis, desto mehr, als mein Schwager und ich am nächsten Tage keine Spuren auf dem feinen, feuchten Sand fanden. Vor den Mächten der Finsternis bewahr uns Gott!“

Hugo Reynold blätterte ein paar Seiten um und deutete stumm auf eine andere Stelle.

„Mein lieber Schwager Rittmeister Gustav Hegelius stürzte am vergangenen Sonntag mit dem Pferde und verschied am selben Abend. Man gedenke des 12. August. Der Meermann warnte ihn sicherlich vor jähem Tod ...“

Ein Weilchen blieb Erik stumm. Dann sagte er: „Man scheint aber nicht geglaubt zu haben, daß es der Mann vom Meer war, der dort spukte.“

„Du bist schwer zu überzeugen“, versetzte sein Vater. „Wir werden ja sehen. Adam Drakenborch sagte neulich ...“

„Hast du die Sache mit dem besprochen?“

„Ja.“

„Und was sagt er dazu?“

„Er interessiert sich lebhaft für solche Sachen. Die Tochter soll ein sehr gutes Medium sein. Sie sind nämlich Spiritisten.“

Und Colt ebenfalls, dachte Erik. Er begann zu denken, daß er vielleicht doch gut tun würde, mit nach Hamra zu fahren, zumal da der Vormittagsdampfer nicht in Jägarö anlegte.

„Das tut er nur, wenn er Passagiere an Bord hat", erwiderte Märta, die mit Erik auf der Brücke stand. „Post und Zeitungen pflegen wir dann aus Hamra abzuholen. Du kommst doch mit?"

Erik starrte dem Boot versonnen nach.

„Ja", sagte er. „Ich komme mit."

II.

Bald darauf kam ein elegantes Motorboot blitzschnell über den Sund herüber. Märta sagte, es gehöre dem Ingenieur Colt und werde von Drakenborchs Diener Napoleon geführt. Als sie an Bord gingen, sah Erik, daß der Mann ein großer, kräftiger Mulatte war, der in seinem blauen Overalls wie ein Mechaniker aussah. Nach zwei Minuten erreichten sie die Landungsbrücke und stiegen zu dem verfallenen alten Steinhaus hinauf, dessen klotzige Umrisse nur undeutlich zwischen den dichten Laubmassen des Parks zu sehen waren. Behrmann war offenbar nicht geneigt, etwas für das Haus zu tun, an dessen Seeseite irgend jemand eine weiße, mit wildem Wein berankte moderne Veranda angeklebt hatte.

Dort erhob sich ein korpulenter Mann, als sie näherkamen, und trat ihnen mit einer Verbeugung entgegen. „Seien Sie mir willkommen, mein Haus ist das Ihre. Ach, wohl der junge Herr Ingenieur? Sehr gefreut, Herr Reynold." Drakenborch hatte goldbraune Augen, trug einen weißen Anzug mit roter Schärpe um den umfangreichen Leib und hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit dem älteren Alexander Dumas. Während man sich lebhaft unterhielt, sah Erik sich vergeblich nach Colt um. Ob er sich fernhalten würde? Das sah ihm nicht ähnlich.

„Ich habe Hunger schrecklich!" sagte Drakenborch. „Auch Sie, Sennorita, nicht wahr? Gehen wir alle hinein, ja?" Sein Schwedisch war schwer zu verstehen und klang mehr wie Dänisch.

Während die übrigen ins Haus hineingingen, blieb Erik stehen, denn plötzlich war Colt aufgetaucht, stand mit beiden Händen in den Taschen neben ihm und blickte ihn an.

„Du bist nicht abgereist", sagte Colt. Ihre Augen trafen sich — Eriks hart, und Colts ironisch.

„Nein, und ich ahnte nicht, daß ich dich hier treffen würde. Das bedarf einer Erklärung, Colt!"

„In diesem Fall beiderseits. Aber wir können sie wohl aufschieben. Man erwartet uns da drinnen."

„Weshalb bist du hier?"

„Die Welt ist klein, und Adam Drakenborch ist mein Freund."

„Das Wort Freundschaft scheint dir geläufig zu sein, aber mir gegenüber brauchst du von jetzt an keine Redensarten zu machen. Ich habe deine Geheimniskrämerei kennengelernt. Du ließt mich von Jägarö sprechen, als ob du nie davon gehört hättest, und dabei warst du hier gewesen und kanntest sogar meinen Vater und meine Cousine. Wie nennt man das, Colt? Hast du keine Redensart auf Lager?"

„Nimm an, daß es ein Scherz war — daß ich dich überraschen wollte."

„Bravo, Colt, gut erfunden! Du scheinst ein Talent für Überraschungen zu haben. Aber daß du versuchtest, mich zu feiger Flucht zu verleiten, während du selbst geradeswegs hierher fuhrst — das vergeß ich dir nicht."

„Bedenke gefälligst ein gewisses beklagenswertes Ereignis, das unsere Pläne störte. Ich tat für dich, was ich konnte."

„So? Eitel Selbstlosigkeit?" Erik trat einen Schritt näher. „Genug von dem Gewäsch, Colt! Weshalb bist du hier?"

„Ich sagte dir ja beim Abschied, daß ich eine Aufgabe zu erfüllen hätte, und zufällig gerade hier — bei meinem Freund Drakenborch.

Aber — gestatte mir zu bemerken, daß Fräulein Drakenborch kommt, uns zu holen."

Natürlich blieb Erik nichts anderes übrig, als der jungen Dame mit verbindlicher Miene entgegenzugehen. Trotz seiner augenblicklichen Stimmung machte Dolores Drakenborch einen starken Eindruck auf ihn. Mit ihrem schwarzen Haar und ihrer weißen Haut war sie eine eigenartige, temperamentvolle Schönheit. Das kleine, runde Antlitz mit den langen Augenbrauen und der kleinen, geraden Nase und gekrümmten, schwach beschatteten Oberlippe waren auffallend hübsch. Aber ihr größter Zauber bestand in den großen, dunklen Augen. Weit geöffnet blickten sie zu Erik empor, während Colt seinen „Freund" nachlässig vorstellte.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, uns einen Besuch zu machen, während Sie zu Hause sind!" Sie sprach ein besseres Schwedisch als ihr Vater, wenn auch mit vorsichtig suchendem, eingelerntem korrektem Tonfall. „Werden Sie lange hierbleiben? Sie Ingenieure haben ja soviel zu tun und zu reisen . . ."

„Ja, das haben wir", murmelte Colt.

Erik warf ihm einen flüchtigen Blick zu. „Ich werde eine Zeitlang hierbleiben", erwiderte er dann ruhig. „Mein Vater wünscht es."

III.

Der Drakenborchsche Hausstand ermangelte offenbar jedes Systems. Die Zimmer machten einen vernachlässigten Eindruck und der Frühstückstisch war mit Blumen überladen, wohingegen das Tischtuch Tobias ein mißbilligendes Kopfschütteln entlockt haben würde. Erik saß neben Dolores, brauchte aber nicht viel Unterhaltung zu machen, da Herr Drakenborch ziemlich ausschließlich das Wort führte.

„Ich spreche Skandinavisch", sagte er zu Märta. „Dänisch ist ein Freund von uns in Havanna, schwedisch ist Colt — diese haben mich gelehrt."

„Havanna ist also Ihre Heimat?" fragte Erik.

„Ich bin Kubaner", erwiderte Drakenborch. „An Gomes' und Maiers' Seite kämpfte ich für Kubas Freiheit."

„Da haben Sie ja eine weite Reise gemacht. Handelt es sich um Geschäfte, wenn ich fragen darf?"

„Geschäfte?" Er betrachtete Erik mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Business macht man, wo man gute Chance findet. Der Däne mußte sein Land besuchen, und wir haben ihn begleitet. Etwas kenne ich auch Behrmann, und darum sind wir hier."

Drakenborch reichte Zigaretten herum und zündete selbst eine an.

Dann wandte er sich an Hugo Reynold:

„Hat es schon wieder Phänomene bei der Kajüte gegeben?"

„Nein", sagte Reynold, während sein Sohn überrascht aufhorchte.

„Wenigstens keine, die beobachtet wurden."

„Ja", Drakenborch nickt, „das wird nicht von allen gesehen. Aber er ist da. Der Knabe ist ein Sehender, und er sah. Auch der alte Diener sah. Der Mann vom Meer ist da — ist allezeit da."

„Ich weiß nicht, ob Sie das ernst meinen", sagte Erik. „Aber die Sage ist älter, als Sie vielleicht denken, und es gibt Hunderte von ähnlichen Mythen."

„Was ist eine Mythe?" entgegnete Drakenborch. „Kolumbus setzte sein Leben für eine solche Mythe aufs Spiel, und er fand Amerika."

„Oh, ich bin kein prinzipieller Zweifler, aber ein so unbestreitbares Faktum wie Amerika findet man nicht oft. Wie denken Sie denn über den Mann vom Meer? Sie scheinen sich ja für ihn zu interessieren."

Drakenborch konnte von seinem Platz aus nach Jägarö hinübersehen und heftete den Blick gedankenvoll auf die einsam im Sonnenschein liegende Kajüte. „Es ist nicht wahr, daß keine Brücke über die Kluft führt", sagte er. „Einige kommen wieder. Ja, man kann sie zuweilen zurückrufen. Und wer aus freiem Willen von der anderen Seite zurückkehrt, der hat etwas zu sagen — hat etwas sehr Wichtiges zu uns zu sagen." Seine goldbraunen Augen flammten zu Erik hinüber. „Was ich damit meine? Der Geist eines Menschen ist der Geist eines Mannes, der wartet und bei der Kajüte umgeht — der Geist eines Mannes, der an der Stelle starb."

„Und etwas mitteilen möchte!" warf Reynold laut ein.

„Ganz gewiß!" erwiderte Drakenborch. „Wir sprachen schon davon: ein schiffbrüchiger Fremder starb dort, nicht wahr? Der ist es! Sollen wir ihn zum Sprechen bringen — ja? — Nein?"

Hugo Reynold warf einen langen, fragenden Blick auf seinen Sohn. „Willst du —" fragte er fast zaghaft.

„Aber gern, Papa", sagte Erik, der begriff, wie gern sein Vater eine Zusage hören wollte. „Herr Drakenborch will wohl eine spiritische Séance arrangieren?"

„Eine Séance, jawohl. Meine Tochter ist ein Medium, von Gelehrten geprüft."

„Ist so etwas nicht ein wenig gefährlich für das Medium?" warf Märta ein. „Die Nervenanspannung muß doch sehr groß sein."

„Anstrengend ist es", erwiderte Dolores, „aber gefährlich nicht."

„Wir wissen ja auch noch gar nicht, ob dieser Geist sprechen will", setzte Drakenborch hinzu, „aber wir werden versuchen, den Kontakt mit ihm herzustellen. Vielleicht mittels des Psychographen, Dolores."

„Der Tisch ist einfacher", sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Siebenbürgenfahrt.

Von Friedrich Just.

(6. Fortsetzung.)

8.

Romantik und Industrie, Wein und Erdgas.

Von Marienburg fahren wir durch die Nußbäume des Dorfes Nußbach (Maierus) hinauf zum Geisterwald. Zwischen den Schlachten von Hermannstadt und Kronstadt im Herbst 1916 ist der Furor teutonicus, der deutsche Wehrgeist, hierher gefahren wie ein gezackter Blitz und hat dem Geisterwalde unter den unsterblichen Heldentaten eine bedeutsame Stelle verschafft. Auf der jenseitigen Gebirgsseite wird der Alt überschritten.

Über dem Marktflecken Reps (Cohalm) liegt auf ragender Höhe wieder die Ruine einer sächsischen Bauernburg. Die schöne Aussicht wird aber durch den Neubaukasten eines rumänischen Gymnasiums verschandelt.

Sächsische Dörfer mit starken Wehrkirchen . . . Keisd mit einer Bauernburgruine . . .Weinberge und Hopfen . . . wir sind im „Weinland“ . . . Ein lieblich Bild: malerisch steigt ein Städtlein zu einem Berge auf und reckt Wehrtürme und Kirchen über grüne Baumwipfel und Hausdächer. Das ist Schäßburg (Sighisoara). 11 500 Einwohner zählt die Stadt, darunter 5600 Sachsen, 3400 Rumänen, 2200 Ungarn, 300 andere. Man muß immer bergan steigen durch Gassen und Winkel, aus denen die Romantik hervorschaut. Im „Stundenturm“ ist das Heimatmuseum „Alt-Schäßburg“ untergebracht, durch dessen einzelne Stockwerke der Museumsdirektor, ein praktischer Arzt (!), uns führt. Ich muß aber zu meiner Schande gestehen, daß ich der Führung vorausgestiegen bin, nachdem ich mir folgenden alten Spruch abgeschrieben habe: „Wie schnell entflieht die Rosenzeit, ihr folgt gewiß die Ewigkeit 1706“. Oben auf der Turmzinne (395,5 m) ist nämlich eine reizvolle Aussicht über die Stadt und über Berg und Tal, und die Sonne leuchtet vom blauen Himmel. Auf der Turmbrüstung sind nach allen Himmelsrichtungen die Entfernungen der bedeutendsten Hauptstädte der Welt angegeben, z. B. Berlin 1080 km. Auch kann man schätzen, wie weit es nach den beiden Erdpolen ist, nach dem Nordpol 3975 km, nach dem Südpol 14 025 km. Da es nach dem Nordpol näher ist, beschließe ich einstweilen, mich ihm bei nächster Gelegenheit auf einer Polarfahrt zu nähern. Zum Burgberge kann man auf steilen Gassen emporsteigen, oder auch auf einer langen gedeckten Holztreppe. Dort oben haben grüne Bäume und blühende Sträucher die alten Mauern und Basteien zu verschwiegenen Plätzchen gestaltet, da man sitzen mag und schauen und träumen. Auf dem Gipfel steht, von alten Bäumen umgeben, die alte Bergkirche aus dem 15. Jahrhundert. Darunter läßt sich auf der einen Seite der Gottesacker nebst Heldenfriedhof am Hange hinab, eine der schönsten Friedhofsanlagen, die man sich denken kann. Auf der anderen Seite schaut das Bischof-Teutsch-Gymnasium hinauf. Von dessen Dachtürmchen hat man einen freien Rundblick über das sonnenbeglänzte Gelände. Wahrlich, die Schüler werden auf die Höhe geführt. Es ist aber buchstäblich ein mühsamer Aufstieg nötig, bei schlechtem Wetter und im Winter auf der gedeckten Treppe. In der Bergkirche, die nur im Sommer für den Gottesdienst benutzt wird, ist ein steinernes gotisches Sakramentshäuschen und schönes Chorgestühl bemerkenswert. Ich habe mich aber noch mehr über den alten Vers gefreut. der an einer Bank, in die ich gerade getreten bin, geschrieben steht. Der lautet:

Wer yn dys gestül wil stan
und nit lateyn reden kan,
der solt bleybn daraus
das man ym nit mit kobn laus.

Ich bin nur zufrieden, daß ich Latein gelernt habe, sonst würde ich auch „mit Kolben gelaust“ werden.

Diese Inschrift zeigt, daß hier viel auf gute Schulbildung gehalten worden ist. Schäßburg ist auch seit hundert Jahren die „Bischofsstadt“ Siebenbürgens geblieben, die die evangelische Kirche mit Bischöfen versehen hat. Außer dem Bischof-Teutsch-Gymnasium beherbergt die Stadt auch das einzige deutsche Lehrerinnenseminar Siebenbürgens.

Da wird man auf die Schulfrage gestoßen.

Die Siebenbürger Sachsen mit ihren rund 240 000 Seelen haben 5 achtklassige Gymnasien, 2 vierklassige Gymnasien, 1 achtklassige Realschule, 2 Mädchen-Handelsmittelschulen, 1 Lehrerseminar, 1 Lehrerinnenseminar, 8 Bürgerschulen, 251 Volksschulen. Es ist also ein reiches, fast möchte man sagen überreiches Bildungswesen. Aber gerade in der überlegenen Bildung beruht die Lebenskraft der Deutschen. Dieses weitgehende Schulwesen muß jetzt aber gegen die Rumänen verteidigt werden.

Mit einer gewissen Wehmut des Scheidens verlasse ich das Siebenbürgische Rothenburg.

Eine kurze Fahrt von einer kleinen Stunde bringt uns über die von eingewanderten Armeniern erbaute Elisabethstadt an der Großen Kokel entlang nach Mediasch. Auf dem Marktplatze ist der Hauptteil mit einem Drahtzaun umgeben. Der eingezäunte Platz ist für den Neubau einer rumänischen Kathedrale — enteignet. Mediasch ist der Mittelpunkt des Weinhandels. In dem Weinkeller der Firma Karl Czell lagern viele Fässer Siebenbürger Rot- und Weißweins, darunter ein Faß von 9200 Liter, das 1851 in Schäßburg dem Kaiser Franz Joseph geschenkt wurde. Nach einer Kellerprobe der weißen „Mädchentraube“ kann allen, die sich Weine zulegen, nur geraten werden, sich nach Siebenbürgen zu wenden und von den stammesverwandten sächsischen Weinbauern zu kaufen. In jüngster Zeit ist Mediasch durch die Entdeckung von Erdgas in der Umgegend zu einer Industriestadt mit Emaillefabrik, Glashütten, Lederfabrik usw. geworden. Innerhalb von zehn Jahren ist das kleine Städtchen um das Doppelte, auf 14 000 Einwohner, gewachsen.

In Mediasch ist der Volksmann Stephan Ludwig Roth 1796 geboren. Als Schüler Pestalozzis wollte er sein sächsisches Volk in dessen Sinne erziehen. Durch Zeitungen und durch Schriften, landwirtschaftliche und heimatkundliche Vereine, Jugendbund und Siedelung suchte er seine Ziele zu erreichen. Die ungarische Regierung sah in ihm den größten Gegner ihrer Madjarisierungspläne in Siebenbürgen. Und als er sich in dem Bürgerkriege, den die Ungarn 1848/49 zur Lostrennung von Wien unter Führung des polnischen Generals Bem anzettelten, mit seinen sächsischen Landsleuten auf die Seite des österreichischen Kaisers stellte, wurde er am 11. Mai 1849 auf dem Burgberge der Stadt Klausenburg erschossen. Als man ihm die Augen zubinden wollte, wehrte er sich. „Ich will“, sprach er, „die schöne Welt Gottes schauen, solange es mir nur möglich ist.“ Der Hauptmann aber, der die Erschießung kommandierte, sagte zu seinen Soldaten mit bebender Stimme: „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!“ *)

9.

Beim ungarischen Schwager.

Von Mediasch führt die Weiterfahrt an dem Großen Kokel entlang durch Rebengelände nach Westen . . . über den Eisenbahnknotenpunkt Kleinkopisch (Copsa mica), und den rumänischen Markt Blasendorf (Blaj), den Sitz des griechisch-katholischen Erzbischofs. Bei Teius sind wir am Marosch und wieder in der Nähe von Karlsburg (Alba Julia). Wir wenden uns aber nach Norden und sind in Straßburg (Aiud) im ungarischen Bevölkerungsgebiet.

Klausenburg (Cluj) . . . eine Großstadt mit 83 500 Einwohnern, die Geburtsstadt des Königs Matthias Corvinus (geb. 1443), dessen kleinen Geburtsraum im jetzigen Volkskundemuseum wir besichtigen und dessen wirkungsvolles Reiterdenkmal vor der Michaelskirche steht. Klausenburg ist auch Universitätsstadt. Aus diesem Grunde haben jetzt die Rumänen alle Kraft aufgeboten, das rumänische Gepräge anzubringen. Da die geschichtliche Zeit nichts vom Rumänentum weiß — Klausenburg ist zwischen 1263 und 1272 von deutschen Einwanderern gegründet und wurde später der Hauptsitz des madjarischen Adels von Siebenbürgen — muß die historische Legende herhalten, die eine Verbindung Klausenburgs mit dem alten Rom erfindet. Vor dem Denkmal Corvinus steht eine bronzene Wölfin, an der zwei Knaben, Romulus und Remus, saugen. Das ist ein Geschenk der Stadt Rom. Die Inschrift lautet: Alla città de Cluj Roma madre MDCCCCXXI. S. P. Q. R. („Der Stadt Cluj Rom, die Mutter 1921 Senatus populus-que Romanus, d. h. die Regierung und das Volk Roms“).

Aber das allein macht's noch nicht. Der Volkswitz sagt, die Knaben seien die „Altreichler“, die Siebenbürgen aussaugen. Die Pfarrkirche St. Michael zeugt noch immer von den Sachsen, die sie 1396—1442 erbaut haben. Und die Bevölkerung ist überwiegend madjarisch.

Madjaren und Deutsche stehen in herzlichen Beziehungen zueinander. Auch die Speisekarten in den Geschäftshäusern haben eine gewissenhafte Übersetzung ins Deutsche. Es ist ein herzzerbrechend gut gemeintes Deutsch, z. B. Gefteltes Kholribn und Eintroffs Suppe, das aber besser ist als das französelnde Allerweltskauderwelsch der „Menus“ mancher deutschen Hotels.

---

*) In Mediasch ist übrigens auch der Siebenbürgenfürst Stephan Bathory zum König von Polen erklärt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Apostel der Romantik.

Der sechzigjährige Hans Pfitzner.

Am 5. Mai wird Hans Pfitzner 60 Jahre alt. Pfitzner gehört nicht zu den Tondichtern, die trotz ihres Alters mit der Zeit gehen, im Gegenteil, er wendet sich von unserer materialistischen Zeit mißvergnügt ab. Er verscheucht diese Zeit mit ihren aktuellen Schlagworten, ihrer neuen „Sachlichkeit“, ihrer Rekordjagd und ihren Idealen, die nicht mehr wie früher auf dem Gebiete der Kunst und der Literatur, sondern beinahe ausschließlich auf dem Gebiete der Technik und des Sports liegen. Ein weltfremder, in sich gekehrter Idealist, dessen Geist in fernen Regionen wandert, ein letzter Apostel der Romantik, bekennt er sich zu der Form des heute so oft befehdeten Musikdramas und wandert auf den Wegen Richard Wagners, aber immer er selbst bleibend, unbekümmert weiter. Er hat von Wagner den hohen Begriff der Kunst, die bei ihm nie zu „Betrieb“ herabsinkt, geerbt. Er will in seinen Opern, richtiger gesagt, in seinen Musikdramen, nichts von aktuellen mit der Gegenwart sich berührenden Stoffen wissen, er spinnt den Faden der unendlichen Melodie des Wagner'schen Orchesters fort, nur fehlt ihm die glühende Sinnlichkeit des Klanges, die das Wagnerwerk auch in unserer so nüchternen Zeit, die der Ideenwelt des Bayreuther Meisters ziemlich fremd gegenübersteht, immer noch lebendig erhält.

Das Leben Pfitzners ist zugleich das Lebensbild eines echten, urdeutschen Musikers, der seinen künstlerischen Idealen treu, sich schwer durchsetzt, und nie das erwirbt, was man allgemein als den großen Publikumserfolg zu bezeichnen pflegt. Pfitzner ist am 5. Mai 1869 von deutschen Eltern im fernen Moskau geboren. Sein Vater war Musiker an der Moskauer Großen Oper — er war aus Sachsen nach der ehemaligen Residenz der Moskowiter Zaren ausgewandert, weil die Musiker dort besser bezahlt wurden als in Deutschland. Die Mutter Pfitzners stammte aus einer deutsch-russischen Familie und war Pianistin. Als Pfitzners Eltern später nach Frankfurt am Main zurückkehrten, wo der Vater Kapellmeister im Stadttheater wurde, besuchte der junge Hans das Konservatorium und ließ sich von Iwan Knorr in der Kompositionslehre, und von James Kwast im Klavierspiel ausbilden. Schon als Schüler des Konservatoriums komponierte Pfitzner eine eigene Begleitmusik zu Ibsens Drama „Fest auf Solhaug“, sowie eine Sonate für Cello und zahlreiche Lieder. Im Jahre 1890 bekam Pfitzner nach Beendigung seiner Studien in Frankfurt eine Anstellung als Musikprofessor am Koblenzer Konservatorium. Hier schuf er sein erstes Musikdrama „Der arme Heinrich“, nach einem Text seines Frankfurter Mitschülers, des Engländers James Grund. Die Verbindung mit Grund sollte dem jungen Komponisten zum Verhängnis werden; denn die zum Teil sehr wertvolle Musik Pfitzners scheiterte an den Texten des unrettbar in der Wagner'schen Erlösungsoper befangen gebliebenen Verfassers. Nachdem Pfitzner die Stellung eines vierten Kapellmeisters im Stadttheater von Mainz erhielt, gelang es ihm am 2. April 1895 dort sein Erstlingswerk aus der Taufe zu heben. Trotzdem die Komposition und die Erstaufführung des „Armen Heinrich“ in die Zeit der unbeschränkten Alleinherrschaft des Musikdramas fallen, blieb ein starker Erfolg des Werkes aus. Im Jahre 1897 kam Pfitzner nach Berlin und wurde Kapellmeister am Theater des Westens, sowie Lehrer am Stern'schen Konservatorium. Um die Jahrhundertwende entstand sein zweites Werk „Die Rose vom Liebesgarten“, dem gleichfalls das schwache, in unklarer Romantik schwebende Textbuch von James Grund den ersehnten Erfolg vereitelte. Zu seiner dritten Oper „Christelflein“ schrieb Pfitzner den Text dann selbst, und sie konnte sich, allerdings als harmlose Kinderoper, gut behaupten. Im Jahre 1907 wurde Pfitzner mit der Leitung des seinerzeit berühmten Kaim-Orchesters in München betraut und erhielt 1908 die Stellung eines Direktors des Konservatoriums und zugleich eines Operndirektors in Straßburg. Nach Beendigung des Weltkrieges mußte Pfitzner auch diese Stätte seines Wirkens verlassen und siedelte sich auf einem kleinen Grundstück am Ammer-See an, wo er seit 1920 beinahe ununterbrochen in stiller Weltabgeschiedenheit lebt.

Seine während des Krieges komponierte und am 12. Juni 1917 von Bruno Walter im Prinz-Regenten-Theater zu klingendem Leben erweckte musikalische Legende „Palestrina“ bedeutet zweifellos den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens. Der selbstgeschriebene Text dieses feierlichen Weih-Festspieles steht in der gesamten Musikliteratur wohl einzig da. Pfitzner hat es gewagt, einen Stoff, der sich scheinbar wenig für die Opernbühne eignet, musikalisch zu bearbeiten. Er behandelt den Kampf zwischen den Anhängern des gregorianischen Chorals und den Parteigängern der Figural-Musik zur Zeit des Papstes Pius IV., der, einer musikgeschichtlichen Überlieferung zufolge, dem berühmten Kirchenkomponisten und Kapellmeister der Sixtinischen Kapelle, Palestrina, den Auftrag gegeben haben soll, eine Messe im Stile der Figural-Musik zu komponieren. Die Sage erzählt, daß Palestrina von Engelsstimmen die weihevollen Töne seiner Messe empfangen haben soll. Diese Sage wird nun für Pfitzner der Kern seines Festspiels, in dem sogar eine Sitzung des Kirchen-Konzils zu Trient mit all seinen Diskussionen und verzwickten Verhandlungen vertont wird. Das Bühnenwerk enthält keine einzige Frauenrolle, abgesehen von der Erscheinung der verstorbenen Frau Palestrinas und ist wohl das einzige musikdramatische Werk der Welt, das einer Liebesgeschichte vollständig entbehrt. Die Figur Palestrinas ist ein Bekenntnis des einsamen und wenig verstandenen, auf weltfremden Pfaden wandernden Komponisten zu dem Mysterium des Schaffens, das ihn von der Erde loslöst und für alle äußeren Mißerfolge entschädigt. Selbstverständlich ist Palestrina nichts weniger als ein Repertoirestück. Und doch hat der Komponist mit dieser einzigartigen musikalischen Legende einen Erfolg errungen.

Unserer neuen Generation fehlt die geistige Verfassung, die dem hohen Werke Pfitzners allgemeine Geltung verschafft. Wir ehren und schätzen jedoch den Meister als fein kultivierten Musiker von hohem Range, dessen ehrlicher Idealismus gerade heute mehr als je alle Achtung verdient.

A. Graefe.



Bunte Chronik



* **Etwas vom französischen Amtsschimmel.** Wenn man folgenden Erlaß-Erguß liest, wird man anfangs zur Ansicht neigen, es handle sich um eine große Staatsaktion. Daß dem nicht so ist, beweist der Schluß der Satz-Arie: „Der Präsident der französischen Republik verfügt auf Bericht des Handelsministers, nach Anhörung des Pensionsministers und des Ministers für die vöffentlichen Arbeiten, nach Äußerungen des Amtes für Kriegsverletzte in Eracht des Artikels 18 des Gesetzes vom 26. April 1924 und der Ausführungsbestimmungen vom 6. August 1927, in Eracht des Artikels 9 des Gesetzes vom 18. Oktober 1919, in Eracht des Dekretes vom 27. August 1921, modernisiert durch die Dekrete vom 9. März 1926, vom 30. März 1927, vom 16. Oktober 1927, vom 7. März 1928 sowie in Eracht des Kabinettsbeschlusses vom 13. Januar 1928 — die Anstellung der Josefa Daguerre als Stenotypistin im Handelsministerium.“

* **Der Katzentöter.** In Rom ist ein Mann verhaftet worden unter der Anklage, 40000 Katzen geschlachtet zu haben. Bei seiner Festnahme war er gerade dabei, einer Katze das Fell abzuziehen, und bei der Haussuchung fand man mehr als 500 Katzenfelle. Der Angeklagte gab zu, täglich 40—50 Katzen getötet und das Fleisch einem Freunde verkauft zu haben, der es als Kalbfleisch an große Restaurants, Wurstfabriken und Privatleute weiterverkaufte. Man hatte sich bei der Polizei gewundert, daß sich in letzter Zeit die Anzeigen nach vermißten Katzen ungeheuer vermehrten. Man leitete eine Untersuchung ein und das Ergebnis dieser Untersuchung war die Festnahme des Katzentöters, dem alle die vermißten Tiere zum Opfer gefallen waren.

* **Diamanten im Todestal.** Im Innern von Neuguinea liegt das Todestal, eine Wüste, die diesen Namen bekommen hat, weil ihrem Boden tödliche Kohlenoxydgase entströmen. Europäische Forscher haben nun dieses Land mit Gasmasken durchstreift und sie sind ziemlich weit vorgedrungen. Sie berichten, daß sie im Innern des Todestales ungeheure Diamantlager entdeckt haben; die Steine würden teilweise direkt an der Oberfläche liegen. Man will sich natürlich trotz aller Gefahren an die Ausbeutung der wertvollen Lager machen.

Lustige Rundschau



* **Ein Kenner.** „Wir können aber nur einen Korrespondenten einstellen, der fließend Englisch spricht“, sagte der Chef zu dem Bewerber. „Do you speak English?“ — „Wie, bitte?“ machte der Bewerber ein verblüfftes Gesicht. — „Do you speak English?“ — „Ich verstehe nicht!“ — „Do you speak English?“ — „Was meinen Sie?“ — „Ob Sie Englisch sprechen?“ — „Ach so, natürlich! Perfekt!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg